



JEDE WOCHE
MIT 6 SEITEN
CHRIST & WELT

3. APRIL 2014 N° 15
PREIS DEUTSCHLAND 4,50 €

DIE ZEIT

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

Christ & Welt

IN DIESER AUSGABE
VON CHRIST & WELT



Religion heißt Rebellion

Sahra Wagenknecht über Glaube, Unterwerfung und das richtige Leben
Christ & Welt Seite 2



Verteidigung der Schönheit

Der Autor Michael Kleeberg über katholischen Prunk nach Limburg
Christ & Welt Seite 4



Letzte Ausfahrt Notaufnahme

Barack Obamas Gesundheitsreform versagt in der Praxis
Christ & Welt Seite 5

Meine Firma liebt mich nicht

Obwohl viele Jobs sicher sind und gut bezahlt, geht die Mehrheit der Deutschen nicht gerne zur Arbeit. Zum Teil liegt das an zu hohen Erwartungen. Vor allem aber vermissen Mitarbeiter eines: Wertschätzung

WIRTSCHAFT SEITE 23



Titelillustration: Alessandro Contardo für DIE ZEIT

RECHTSPRECHUNG

Bonus für Fremde?

Die Debatte um den »Islam-Rabatt« zeigt: Die Empörungsmaschine erlaubt keine Differenzierung VON BUNDESRICHTER THOMAS FISCHER

Es raunt, aus angeblich aktuellem Anlass, die Strafgerichte der Bundesrepublik gewährten zu häufig einen »Islam-Rabatt«. Gemeint ist die Verhängung vermeintlich zu milder Strafen für Gewalttaten mit »islamischem« Motiv-Hintergrund. Die *Bild*-Zeitung meldet, Forschungen des Max-Planck-Instituts Freiburg hätten dies belegt. Der *Spiegel* meldet am selben Tag, die Freiburger Doktorandin habe just das Gegenteil festgestellt.

Beim Nachlesen in dem schon vor drei Jahren veröffentlichten Gutachten findet man allerdings nichts davon; nur die geduldige Beschreibung einer komplizierten Gemengelage.

Die Empörungsmaschine freilich erlaubt weder Geduld noch Differenzierung: Sofort muss eine Meinung her. Der Boden allerdings ist hochgradig vermint. Zwischen »Ehrenmord« und Chauvinismus, Fremdenfurcht und Selbstzweifel, kleiner Politik und großen Gefühlen pendeln die Seelenlagen der herrschenden und der anderen Meinungen; typisch ist das Hantieren mit unverständlichen Begriffen, unklaren Fragestellungen, unbekanntem Maßstäben. Fettnäpfchen allerorten.

Eine Unterscheidung nach dem Einzelfall ist Gebot unserer Verfassung

Perspektivwechsel können bei der Orientierung helfen. Erinnern wir uns also an die Zeit, als Millionen Deutsche Einwanderer waren: Als im 18. und 19. Jahrhundert deutsche Bauern vor dem drohenden Hungertod nach Amerika flohen, nahmen sie nicht nur Kreuzfixe und Heimatlieder mit, sondern auch Ehre, Kultur und Anschauungen. Sie wohnten zudem in der neuen Heimat am liebsten unter ihresgleichen und sprachen ihre alte Sprache, bis ihre Sehnsucht so aus der Zeit gefallen war wie die Volkstänze auf dem Vertriebenentreffen und die Zöpfe der deutschen Mädel in Kasachstan.

Wer sich gegen die alten Sitten verging, den bestrafte sie strenger als die Sünder wider die Gesetze des neuen Staats. Jene Länder, die damals Ziel für die Armen Europas waren, formulierten freilich ein Versprechen, dessen Magie bis heute fortwirkt: das auf die Geltung von Menschenrechten gestützte Versprechen einer Einheit von Pflicht, Verantwortung und Freiheit, gegründet auf Prinzipien von Demokratie und Selbstverantwortung. Dies motivierte die Einwanderer, ihre Kraft in die Gestaltung einer (Rechts-)Kultur zu investieren, die auf dem Fundament weniger Regeln die Anerkennung auch des jeweils Andersartigen gebot. Ohne eine Perspektive, die neue Heimat tatsächlich mitgestalten zu können, gibt es keine Hoffnung und auch keinen Grund, sich zu öffnen für die Abenteuer des Neuen.

Zurück ins Deutschland von heute: Es sind nicht die pakistanischen Bauern, die anatoli-

schen Großväter oder die kongolesischen Hungerleider, die das europäische Strafrechtssystem ins Wanken bringen. Dieses funktioniert recht stabil seit vielen Hundert Jahren. Die Ansicht, in der deutschen Strafjustiz gebe es einen strukturellen »Bonus« für Fremde, ist fernliegend. Fremde haben bei uns vielmehr – wie überall sonst – erhebliche Nachteile zu erwarten.

Der Bundesgerichtshof hat entschieden, dass, wer in Deutschland lebt, in der Regel nach den Rechts- und Moralvorstellungen dieser Gesellschaft zu beurteilen ist. Damit ist nicht eine »Pflicht zur Assimilation« gemeint, sondern Respekt vor den Formen und Inhalten der Meinungsbildung in der neuen Heimat. Diese muss umgekehrt Einwanderern die Freiheit bieten, aktiver Teil einer neuen gemeinsamen Kultur zu werden.

Im Einzelfall freilich kann das Empfinden eines aus einer anderen Kultur stammenden Menschen noch so stark von den Ansichten seines bisherigen Lebensumfelds geprägt sein, dass es ihm vorerst viel schwerer fällt als anderen, die Regeln der Mehrheitsgesellschaft in Deutschland zu akzeptieren.

Wenn er sich jedoch der Einsicht in diese Regeln nicht feindlich verschließt, sondern schick-salhaft in sie verstrickt ist, wird man seine Schuld geringer gewichten als die desjenigen, dem die Maßstäbe der Bewertung von vornherein klar waren. Die Gewalttat eines gerade erst eingereisten pakistanischen Asylbewerbers wird man, wenn er die »Ehre« seiner Töchter so verteidigt, wie er es gelernt hat, vermutlich anders beurteilen als die Wut eines seit zwanzig Jahren in die hiesige Lebenswelt integrierten Spätaussiedlers.

Eine Unterscheidung nach dem Einzelfall ist Gebot unserer Verfassung und ständige Praxis der Gerichte. Sie ist kein Privileg bestimmter Bevölkerungsgruppen. Sie wird von hier geborenen Beschuldigten, deren Besonderheiten oft viel weniger gravierend sind, regelmäßig reklamiert und von den Gerichten auch anerkannt, beispielsweise wenn der Täter vom Opfer vorher massiv provoziert wurde.

Es geht also nicht um die Privilegierung oder die Unterdrückung von Systemen der Weltanschauung, sondern um die Anerkennung unseres Rechtssystems als Basis eines freien, gleichberechtigten Lebens.

Wer die Ansicht vertritt, in Deutschland werde zu Unrecht ein Straf-»Rabatt« für Rückständigkeit und Verbortheit gewährt, sei an die lustigen Geschichten aus dem königlich-Bayerischen Amtsgericht erinnert oder aus anderen Milieus kleinwinklig-störrischen Andersseins. Mit etwas Anstrengung wird er im Bauern Alois und in seiner Zenzi die rauhen, aber zarten Seelen des Bauern Yildiz und seiner Ayşe erkennen.

Und mit etwas gutem Willen.

www.zeit.de/audio

WIRREN IN DER TÜRKEI

Der Falsche

Nach den erneuten Ausfällen Erdogans stellt sich für Europa die Frage: Kann man sich auf das Land noch verlassen? VON MICHAEL THUMANN

Was ist das für ein mögliches EU-Beitrittsland, in dem der Ministerpräsident seinen Gegnern nach der Wahl zuruft: »Wir rücken euch auf den Pelz, ihr werdet bezahlen«? Die Türkei hat sich unter Recep Tayyip Erdoğan stark verändert. In den ersten Jahren seiner Regierung zum Besseren. In den letzten Jahren aber verändert sich das Land rasant zum Schlechtesten. Die Bestätigung von Erdogans konservativer AKP bei den Kommunalwahlen lässt das Schlimmste befürchten. Längst zerfrisst die Korruption den Staat bis hoch zum Premier. Millionen Dollar werden in Schuhgeschäften gehortet. Erdoğan baut sein Land in einen autoritären Staat um, in dem alles auf ihn zuläuft. Er lässt sich »großer Meister« nennen, EU-fremder geht's nicht. Europa bekommt damit an seinen Grenzen neben dem unruhig-expansiven Russland noch ein Problem.

Erdoğan geht seine ganz eigenen Wege in der schwierigen Region. Wie mit dem schwierigen



Wer ist Erdoğan?

Trotz Korruption und Skandalen: Die Türken lieben ihn. Warum? S. 3

Nato-Land Türkei umzugehen ist, wird für die EU zur Schlüsselfrage im Osten. Manche sagen jetzt, Erdoğan sei doch schon immer ein unverbesserlicher Islamist gewesen, das habe alles so kommen müssen. Wer so argumentiert, hat das eigentliche Problem nicht begriffen. Erdoğan ist kein Islamist, er ist noch nicht mal richtig islamisch. Das verträgt sich nämlich schlecht mit Korruption und Rachsucht. Erdoğan ist mit seinen Empfehlungen zur Abtreibung und zum Sexualleben eher ein Magensaft-Moralist, erzkonservativ und paternalistisch. Spezifisch islamisch ist das nicht. Sein Hauptproblem aber ist nicht ein Zuviel an Moral, sondern ein Zuwenig: sein korrupter Autoritarismus. Damit fügt er sich in eine ganz andere Reihe als in die der Islamisten, vielmehr gehört er zu den autoritären Führern von Aserbaidschan, Russland und Ägypten. Gerade Letzteres würde Erdoğan weit von sich weisen, hat er doch sehr gegen den Putsch von General Al-Sissi in Kairo 2013 protestiert. Doch wenn er genau hinsähe, fiel ihm auf, wie sich die beiden Länder annähern: Verfolgung von Journalisten, Absetzung von Fernsehsendungen, Manipulation des Netzes, Gefälligkeitsurteile der Justiz, Korruption im Staatsgebälk.

Die EU stößt jetzt auf harten Grund. Noch 2011 kam mit den arabischen Aufständen die leise Hoffnung auf, Europa könnte am Mittelmeer an mehrere demokratische oder zumindest offenere Gesellschaften grenzen. Mittlerweile ist klar, dass die Entwicklung fast überall zurückgedreht wird. Ein Kranz von autoritär regierten Staaten legt sich um die östlichen und südlichen Grenzen Europas, von Algerien und Ägypten

über die Türkei bis nach Russland. Diese Staaten sind repressiv und säkular zugleich, aber stets unter Benutzung der Religion für politische Zwecke. Wo Erdoğan den Muslim hervorkehrt, betet Putin in der Erlöserkathedrale in Moskau. Es gibt nur noch wenige Ausnahmen: Tunesien, Georgien, vielleicht die Ukraine.

Für Europa stellt sich nun die Frage, ob man sich auf die Türkei noch verlassen kann. Zwei Einblicke geben da Auskunft. Der erste stellte kürzlich die Zuverlässigkeit des Bündnispartners Türkei infrage. Auf einer Audiodatei war ein Gespräch zwischen dem Außenminister und dem Geheimdienstchef zu hören. Sie berieten darüber, wie sie einen Angriff aus Syrien auf die Türkei fingieren könnten, um daraufhin nach Syrien einzumarschieren. Das ist kein Nato-Stil, sondern eine Nahost-Intrige. Die Türkei ist gewiss in einer schwierigen Lage. Hunderttausende Syrer leben im Land, hinter der Grenze stehen Al-Kaida-Islamisten, das Assad-Regime und aufständische Kurden. Deshalb hat die Nato, und mit dabei die deutsche Bundeswehr, Patriot-Abwehraketen in der Südosttürkei aufgestellt. Aber diese Solidarität gilt nicht für erfundene Angriffe. Das sollte die Nato Ankara deutlich wissen lassen.

Der zweite Einblick geht auf die Straßen, wo in den vergangenen Monaten Hunderttausende gegen Erdoğan demonstriert haben. Sie protestieren gegen all das, was Europa an Erdoğan missfällt: die Sperrung von YouTube und Twitter, die Unterdrückung der Medien, die Gleichschaltung der Justiz, ja auch die türkische Syrienpolitik. Je autoritärer Erdoğan sich benimmt, desto mehr Menschen wagen sich auf die Straße. Polizeiterror und kurzer Prozess konnten sie bisher nicht abschrecken. Die türkische Zivilgesellschaft war wohl nie so selbstbewusst wie heute. Wohl gemerkt: Auch wenn die AKP auf 45 Prozent kam, hat immer noch eine Mehrheit der Türken nicht AKP gewählt. Genau darauf kann die EU bauen.

Darum sollte Europa das Land nicht gleich fallen lassen. Die CSU fordert bereits das sofortige Ende der Beitrittsverhandlungen. Leider ist es das Einzige, was ihr beim Thema Türkei einfällt. Es gibt einen besseren Weg. Die Verhandlungen stehen ohnehin auf der Stelle. Die EU sollte sich nicht beilen, daran etwas zu ändern. Sie kann sogar erklären, dass mit diesem Erdoğan ein Beitritt sehr unwahrscheinlich ist. Aber sie kann auch klarmachen, dass die erwachte türkische Zivilgesellschaft in besseren Zeiten weiter willkommen ist. Das wäre dann noch ein guter Grund mehr, Erdoğan abzuwählen.

www.zeit.de/audio

KREUZ & QUER

Männer aus Moabit XVIII

»Es gibt keine echten Männer mehr«, sagt B. und nimmt einen Schluck, »bloß Weicheier!« Die Männer aus Moabit prostern ihm zu: »Jenaustens!« – »Wir sind alle Schluffis«, meint B., »aber gestern war einer drüber in der Kneipe. Der war echt. Der sitzt da mit seiner Frau. Sagt die: »So, jetzt trinken wir noch einen.« Da sagt der: »Nein.« B. schaut in die Runde. »Ja und?«, fragt einer. »Stell dir vor«, sagt B., »die will noch was trinken, und er sagt Nein. Einfach Nein. Das nenne ich einen Mann.« Die anderen gucken ihn an. »Gut«, meint B., »wir sind nicht alle Schluffis. T. zum Beispiel ist ein echter Mann. Obwohl«, B. zögert, »der hat auch seine dunkle Seite.« – »Welche denn?«, fragt einer. »Na, der ist einfach zu nett zu seiner Frau.« HANS-JOACHIM NEUBAUER

Kleine Fotos (v.o.n.u.): Markus Waechter/Caro; Renate von Mangoldt; Katja Ridderbusch

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
Fax 040 / 42 23 70 90,
E-Mail: abo@zeit.de

PREISE IM AUSLAND:
DKR 45,00/NOR 65,00/FIN 7,00/E 5,50/
KANAREN 5,70/IF 5,50/NL 4,80/A 4,60/
CHF 7,30/I 5,50/GR 6,00/B 4,80/P 5,50/
L 4,80/HUF 1,960,00

N°15

69. JAHRGANG C 7451 C



4 190745 104500 15

Für eine Religion des WiderstandsSahra Wagenknecht über Glaube, Hoffnung und das richtige Leben.
Seite 2**Letzte Ausfahrt Notaufnahme**Wie Barack Obamas Gesundheitsreform in der Praxis aussieht.
Seite 5**Pracht ist nicht gleich Protz**Der Autor Michael Kleeberg verteidigt Tebartz-van Elst.
Seite 4

SEIN MOTIV: ELTON JOHN

Wie eine Kerze im Wind

Noch am selben Tag, an dem in Großbritannien homosexuelle Paare eine eingetragene Lebenspartnerschaft eingehen durften, schloss der britische Popstar Elton John eine solche mit seinem langjährigen kanadischen Lebensgefährten David Furnish. Das war am 21. Dezember 2013, die Gesetzesänderung war schwer umkämpft, und der Prominente ging mit seinem Namen in die Offensive, um andere gleichgeschlechtliche Liebespaare zu ermutigen. Konservative Puritaner mokierten sich, dass Eltons Zeremonie in Windsor stattfand, mit derselben Standesbeamten, die Charles und Camilla getraut hatte. Der Melody-Maker war über Lady Di eng mit dem englischen Königshaus verbandelt.

Jetzt dürfen Elton und David endlich richtig heiraten. Und dass das so ist, haben sie ausgerechnet dem konservativen Premierminister Cameron zu verdanken. Er brachte das gesetzlich verankerte Eherecht gegen den Widerstand seiner Partei durch die Parlamente. Dieses Mal waren die beiden allerdings nicht die Ersten. Hunderte vor ihnen nutzten den historischen 29. März 2014. Der Musiktitel hatte lange für die Bewegung seinen buntbebrillten Kopf hingehalten. Beispielgebend war er auch, als das Paar mithilfe einer Leihmutter 2010 und 2013 zwei Söhne in die Welt setzte. Furnish gab nun im Schwulenmagazin „Attitude“ bekannt: „Elton und ich werden heiraten, wir halten diesen Schritt für unsere Pflicht.“ Die Ehe ist hier also nicht nur ein Bund zwischen zwei Liebenden, sondern auch eine politische Standortbestimmung: Elton und David wollen Geschichte korrigieren. Die Zulassung der Homo-Ehe sei etwas, von dem viele schwule Männer in Großbritannien früher nicht einmal geträumt hätten. Das Fest soll im Stillen stattfinden. Aber, so Furnish: „Es wird eine fröhliche Sache werden, und unsere Kinder werden wir dabei haben.“ *Andreas Öhler*

FOTO: SCOTT GEORGE

Kann ich das Klima retten?

UMWELT Der Bericht des Weltklimarates alarmiert Politiker in aller Welt: Dürre, Überschwemmungen, Hitze, Hunger – die Katastrophe scheint kaum aufzuhalten zu sein. Was bedeutet das für uns? Sollen wir unser Leben ändern? Zwei Redakteure, zwei Meinungen

Von Hans-Joachim Neubauer

Klar will ich das Klima retten. Aber wie geht das? Was kann einer allein schon tun? Wer ernsthaft glaubt, er könne die Katastrophe verhindern, macht sich lächerlich. Und muss sich fragen lassen, ob er noch alle Tassen im Schrank hat. „Hat doch eh keinen Sinn. Während wir auf unserer Biowurst rumkauen, machen die Chinesen munter weiter und verdecken die Welt.“ Et cetera.

Der Bericht des Weltklimarates hat es in sich: Äcker verdorren, Küsten versinken, Stürme zerlegen unsere Städte, wenn es so weitergeht wie bisher. Ob es nun in 30 oder 40 Jahren so weit sein wird, ist mir eher egal. Egal ist mir auch, dass immer wieder mal ein paranoider Experte kommt und behauptet, die anderen Experten seien paranoid. Wenn nur die Hälfte der Prognosen stimmt, die ich lese, gnade uns Gott.

Kann ich das Klima retten? Klar, das kann jeder. Es ist schon viel passiert: Unsere Autos verbrauchen weniger Sprit, die Fenster sind gedämmt, Heizungsanlagen haben prima Filter, und Öl und Gas werden auch teurer. Doch all das sind bloß Tropfen auf einen Stein, der immer heißer wird. Der Klimawandel kommt, da kann ich Strom sparen, so viel ich will.

Nur, was heißt das? Ich habe zwei Möglichkeiten: Ich mache weiter wie bisher. Oder ich versuche, die Katastrophe in den Horizont meines Alltags aufzunehmen. Das Klima retten ist gefährlich, man wird bitter darüber, fälig, miesepetrig, enttäuscht. Doch der Blick auf die Möglichkeit des Untergangs dieser Zivilisation muss sein. Nicht, um panisch zu machen, sondern schlicht als Impuls zur Veränderung. Und es muss vieles anders werden. Auch bei mir. Wenn die Welt schon untergeht, dann bitte nicht durch mich. „Wie“, sagen da die Fatalisten, „du kannst doch das Klima nicht alleine

zerstören!“ Das stimmt, das kriege ich alleine nicht hin. Aber ich habe ja auch den einen oder anderen Helfer. Genauso wenig brauche ich zu denken, ich könne die Welt ganz alleine retten. Das entlastet. Versuchen kann ich es ja trotzdem.

Was also kann ich tun? Wenn ich den ökologischen Imperativ höre, die Bio-Version des kategorischen, das allgegenwärtige „Think global, act local“, sehe ich all die Athleten der Aske vor mir, die antreten, mir ein schlechtes Gewissen zu machen: Sie nennen bloß 100 Dinge ihr Eigen, sie leben von selbst gerupftem Sauerampfer und gefundenen Käsescheiben, sie

heizen ihre Wohnungen mit Körperwärme. So will ich nicht sein, so will ich nicht enden.

Es geht doch auch anders. Weniger ist mehr, das letzte Hemd hat keine Taschen. Wer ab und zu an den Tod denkt, erkennt das Leben als Geschenk, und wer gerne lebt, braucht weniger. Wer weniger braucht, ist froher mit dem, was er hat. Wir besitzen und konsumieren zu viel. Warum eigentlich, was fürchten wir? Was soll der Abwehrzauber aus all den Dingen? Wieviel man verbraucht, ist am Ende wohl eine Frage des Stils. Bin ich freundlich zur Welt oder nicht? Klar kann ich das Klima retten. Wer denn sonst? Nur: Ganz alleine kriege ich es nicht hin.

Von Raoul Löbber

Gerade habe ich 0,652 Kilogramm CO₂ gespart: Ich habe mir ein Glas Wasser geholt. Das Wasser kommt aus der Leitung und wird von einer Filteranlage gefiltert. Die röhelt und stöhnt wie eine Espressomaschine. Davon abgesehen blinkt sie blau – sieht schick aus! Wie genau mich mein Durst zum Klimaschützer macht, weiß ich nicht. Dass ich es bin, muss ich dem blau blinkenden Filter-Display einfach glauben. Ein Teufelchen auf meiner Schulter sagt mir aber: Das hat sich irgendein Filter-Werbegenie ausgedacht. Kunden mit gutem Gewissen sind die

besten Kunden. Sie rennen wie meine Kollegen zwischen Wasserfilter und Wasserklosett hin und her und glauben ein gutes Werk zu tun, indem sie hektoliterweise Wasser verbrauchen.

Natürlich glaube auch ich an so manches, an den Klimawandel etwa. Dazu muss ich nicht mal die 2000 Seiten des Uno-Klimareports verstanden haben, wie auch: Ich bin kein Biologe, Meteorologe oder Glaziologe. Es reicht mir, dass Menschen, die etwas von der Sache verstehen, mir sagen, dass es ihn gibt, den Klimawandel. Da bin ich wie jeder und hoffe, dass auf dem Weg der medialen Verwertung die richtige Wahrheit bei mir ankommt.

Natürlich gibt es auch die Wahrheit derer, die den Klimawandel für Einbildung halten. Wer daran glaubt, beruft sich gerne auf die Experten, die den Experten der Uno vorwerfen, die Sache mit dem Klimawandel doch etwas zu übertreiben. Die Frage, wer recht hat, tangiert mich nur peripher. Dabei bin ich ein politischer Mensch. Auch ich freue mich, wenn die Grünen in Bad Salzuflen der Stahlindustrie in Yu-Nan neue Umweltrichtlinien verpassen wollen.

Viel wichtiger für mich jedoch ist, welche Konsequenzen ich aus meinem Glauben an den Klimawandel für mein Leben ziehe, etwa als Konsument und Wassertrinker. Wenn ich ehrlich zu mir selbst bin: keine. Das Glas vor mir ist leer, aber nicht, weil ich glaube, einen wichtigen Beitrag für die Klimarettung geleistet zu haben. Ich habe etwas für mich getan: Ich habe der Versuchung widerstanden, mir eine Cola zu kaufen, die mich fett und zuckersüchtig macht. Außerdem ist das Wasser aus der Filteranlage umsonst. Kurz: Ich bemühe mich, meinen kleinen, an sich schon schwer überschaubaren Alltag ökonomischer und nicht ökologischer zu gestalten. Aus diesem Grund fahre ich auch ein kleines Auto mit niedrigem Spritverbrauch und kaufe meinen Biojoghurt am liebsten im Halbliter-Eimer: Es ist einfach billiger. Mag sein, dass mich meine Skepsis zu einem unmoralischen Verbraucher macht, aber skeptische Verbraucher wie mich gibt es viele. Uns muss man den Klimawandel teuer machen, damit wir bei der Klimarettung begeistert mitkaufen.

Wenn ich daran denke, welche Auswirkungen mein Konsumverhalten auf Mutter Erde hat, komme ich mir vor wie der brasilianische Schmetterling aus der Chaostheorie: Der kann mit dem Schlag seiner Flügel in Texas einen Tornado auslösen. Doch selbst wenn: Der Schmetterling weiß nicht, dass es seinetwegen stürmt. Er nimmt es höchstens billigend in Kauf.

Nachrichten in kleiner Münze

Kollekte der Woche

Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Goethe scheint in uns genetisch eingeschrieben zu sein, obwohl wir ihn nur noch als Schullektüre streifen oder gelegentlich auf Freilichtbühnen erschnuppern. Laut einer Umfrage des Hamburger Instituts für Zukunftsforschung fühlen sich 80 Prozent der Deutschen als führende Kulturnation. Unter den Älteren sind es gar 85 Prozent. Kein Wunder, die über 55-Jährigen wurden auch noch von keinem Pisa-Test ernüchert wie die Generation zwischen 14 und 33, die deshalb mit nur 74 Prozent diesem Führungsanspruch beipflichtete. Menschen, die gemeinsam mit Kindern wohnen, geben sich in dieser Frage um sieben Prozent weniger emphatisch als kinderlose Haushalte. Statt Bildungsvortrag Kinderspielplatz. Ist es das? Interessant an dieser Studie: Ärmere Befragte mit einem monatlichen Nettoeinkommen unter 1500 Euro sehen Deutschland eher als führende Kulturnation als Reichere mit doppelt so viel Monatsgehalt, also die Leute, die sich die Kulturevents noch leisten können. Wer antwortet da aus den unteren Schichten? Die pauperisierten Akademiker, die zum Prekariat gezählt werden? Oder bildungsferne Schichten, die den Topos der führenden Kulturnation als Abgrenzungsmerkmal verstehen wollen? Diese unselbige alte Tradition wird Goethe sicher nicht gemeint haben.

Abgrenzen möchte sich der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick vom langanhaltenden Esoterik-Boom. Eine „Selfmade- und Patchwork-Religion“

bereite den traditionellen Kirchen einen schweren Stand. Auch in den eigenen Reihen sei ein individualistischer, konsumistischer Zug eingekehrt. Auf der Bayreuther evangelischen Landessynode rief Schick die Protestanten dazu auf, fortan gemeinsam mit emphatischen Seelsorgern den Menschen die Prinzipien des Evangeliums nahezubringen. Ohne die Esoterik wären die Kirchen vielleicht weniger kooperationsfreudig. So hat sie sich als nützlich erwiesen.

Statt mit Räucherstab das Nirwana zu durchwandern oder in Fußballarenen den Heiligen Geist zum Ortstermin bei den Pfingstern zu zitieren, wollen Kardinal Marx, der neue Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, und der EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider enger zusammenarbeiten. Sie beschlossen in Berlin, „in Zukunft gemeinsam ihre Stimme zu erheben, wenn es um die Fragen der Gerechtigkeit und Würde des Menschen geht“. Die beiden großen Kirchen in Deutschland planen für 2016 eine ökumenische Pilgerreise ins Heilige Land. Der Anlass: Der 500. Jahrestag der Reformation ein Jahr danach soll dem „gemeinsamen Zeugnis für Christus“ dienen. Was früher getrennt lief, der Besuch der heiligen Stätten in Israel und Palästina, soll nun gemeinsam gestaltet werden. Back to the roots? Ein symbolischer Akt. Das ist nicht nur theologisch interessant, sondern auch in kultureller Hinsicht bemerkenswert. Als stünde Goethe über dieser Idee: Was du ererbst von deinen Vätern ... Doch der Dichter war leider eher Esoteriker als Christ. *Andreas Öhler*

CHRIST UND WELT

Kleiner Katholik – was nun?

EDITORIAL Rund um den Limburger Domberg ertönen viele Fanfaren, aber es gibt keine Sieger

Am Dienstag vergangener Woche, kurz vor 16 Uhr, kam der Tipp. Die Entscheidung des Papstes über den Limburger Bischof werde am nächsten Tag verkündet, sagte einer aus gut informierten Kreisen. Zu spät für Christ & Welt. Jetzt, gut eine Woche danach, sind Rücktritt und Reuebekundungen großflächig geäußert. Damit die Interessierten nicht auf Profi-Interpreten angewiesen sind, hat die Deutsche Bischofskonferenz den Prüfbericht kurz nach den dürren Worten aus Rom ins Netz gestellt. So viel Transparenz war nie. So viel Triumphgebläse auch nicht. Manche Kommentatoren schlugen Fanfarentöne an, als sie mit der Nicht-Rückkehr von Franz-Peter Tebartz-van Elst eine Schlacht gewonnen. Wer die 108 Seiten liest, packt die Fanfare wieder ein. Es gibt keine Sieger rund um den Domberg. Die katholische Kirche wollte nach dem Missbrauchsskandal Vertrauen aufbauen, vier Jahre später hat sie einen



Vor dem Adventskranz für 16 000 Euro gehen alle in Deckung.

Bau mehr, aber weniger Vertrauen denn je. Die Großaufnahme dieser Woche sollte frei nach Fallada „Kleiner Katholik – was nun?“ heißen. Dann haben wir gemerkt: Den Katholiken gibt es nicht. Die Theologiestudentin Alina Hübner lernt eine andere Limburg-Lektion als der Soziologe Armin Nassehi. Sie schreibt über Loyalität, der Wissenschaftler spricht über Macht. Der Schriftsteller Michael Kleeburg attestiert Tebartz-van Elst auf Seite vier den Mut, Schöneres zu wollen als Durchschnitt. Es war nicht leicht, einen guten Nachredmuphgebläse auch nicht. Manche Kommentatoren schlugen Fanfarentöne an, als sie mit der Nicht-Rückkehr von Franz-Peter Tebartz-van Elst eine Schlacht gewonnen. Wer die 108 Seiten liest, packt die Fanfare wieder ein. Es gibt keine Sieger rund um den Domberg. Die katholische Kirche wollte nach dem Missbrauchsskandal Vertrauen aufbauen, vier Jahre später hat sie einen

Das Schweigen der Gänse

Von Volker Resing

Von potenziellen Regierungsmitgliedern ist überliefert, dass sie ein Ministeramt ausschlagen, weil ihnen ihre Frau abriet. Potenzielle Bischöfe sollten eigentlich dieses Problem mit der Work-Life-Balance nicht haben. Doch auch sie sagen immer öfter: Das tue ich mir nicht an! Ohne mich! Meine Berufung als Christ und Priester ist eine andere! Angeblich soll in Erfurt jemand zum Bischof gewählt worden sein, der dann die Wahl nicht angenommen hat. Das Gerücht lehrt etwas: So viel innere Distanz zu dem Amt ist eigentlich eine gute Voraussetzung für den Bischofsstuhl. Innere Unabhängigkeit könnte eine Kraftquelle sein, diese Aufgabe zu bestehen. Doch vielleicht macht auch Papst Franziskus den Kandidaten Angst, wenn er ständig vom Dienen und so wenig vom Herrschen spricht.

Sechs Bischofsstühle sind in Deutschland neu zu besetzen, darunter drei in Erzdiözesen. Die Kirche hat dringenden Personalbedarf, sie braucht Führungspersönlichkeiten, denen man aber wiederum das Karrierestreben möglichst nicht so direkt ansehen darf. Es gibt da berühmte Vorbilder wie den heiligen Martin, der sich vor dem Bischofsamt gedrückt hat und den die Gänse verraten haben. Solche Leute braucht die Kirche auch heute. Doch noch kommt der Anonymus von Erfurt nicht heraus aus seinem Versteck! Wo sind die Gänse?



Der Facebook-Seite von Stefan Oster ist direkt nicht zu entnehmen, dass er Priester, Ordensmann und Dogmatik-Professor ist. Wohl aber, dass er mit Bällen jonglieren kann, neben dem Priestergewand auch über ein buntes T-Shirt verfügt und sich schon mal eine rote Nase anmalte. Das ist das unabsichtliche Versteckspiel des möglichen neuen Bischofs von Passau. Wiederum war ein mediales Gerücht diesbezüglich im Umlauf. Nur klug, angesichts dieses grotesken Treibens, sich in die Clownerie zu flüchten. Bleibt zu wünschen, sollte er tatsächlich Oberhirte werden, dass er diese Fähigkeiten behält. Papst Franziskus scheint es bei seinen Personalentscheidungen nicht eilig zu haben. So ließ er ein Jahr lang den Chef der Ordenskongregation nur provisorisch im Amt, obwohl es sich um seinen Freund, den Brasilianer Kardinal Braz de Aviz, handelte. Nun hat er ihn bestätigt und zudem den Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke ebenfalls in das Gremium bestellt. Ähnlich im Kulturrat, dem jetzt auch der Essener Bischof Franz-Josef Overbeck angehört. Wenn man deutscher Bischof ist, muss man auch noch mit römischen Aufgaben rechnen, erst recht bei Franziskus. Hoffentlich schreckt das dann nicht wiederum die Falschen ab. Kneifen gilt nicht mehr! Es geht schließlich um was.

Unter dem Titel „Franz & Friends“ blickt Christ & Welt in den Vatikan.

LINKE Sahra Wagenknecht, die Erste Stellvertretende Fraktionsvorsitzende der Linkspartei im Bundestag, steht nicht gerade im Verdacht, mit der Religion zu sympathisieren. Deshalb haben wir die streitbare Politikerin eingeladen, über Glaube und Kirche nachzudenken. Wir haben die sozialistische Gretchenfrage gestellt: Welchen Nutzen hat Religion? Stiftet sie nur soziale und kulturelle Werte? Oder hilft sie, richtig zu leben?



»Ich bin nicht religiös. Ich wünsche mir eine aufgeklärte Gesellschaft. Religion sollte nicht auf Angst oder Unterwerfung beruhen. Ich lehne stumpfe Predigten ab.«

Paul Tillich sah im demokratischen Sozialismus eine Widerstandsbewegung gegen die Zerstörung der Liebe in der Gesellschaft.

Die ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Margot Käßmann, erzeugte bei allen Parteien, die den Afghanistan-Krieg verantwortet haben, einen Sturm der Entrüstung, als sie den Krieg mit dem Satz: „Nichts ist gut in Afghanistan!“ treffend charakterisierte. Die Friedensbotschaft der Kirche wäre auch dieser Tage wichtig, wo sich die Große Koalition und die Grünen anschicken, in der Ukraine Kalten Krieg zu führen.

Ich war beeindruckt von Papst Franziskus' Apostolischem Schreiben „Evangelii gaudium“. Ich habe es daher angesichts einer Debatte im Deutschen Bundestag zur Euro-Krise sowie der Situation in Griechenland insbesondere den Abgeordneten der sich christlich nennenden Parteien zur Lektüre empfohlen.

Bei Papst Franziskus heißt es: „Diese Wirtschaft tötet. Es ist unglücklich, dass es kein Aufsehen erregt, wenn ein alter Mann, der gezwungen ist, auf der Straße zu leben, erfriert, während eine Baise um zwei Punkte in der Börse Schlagzeilen macht.“ Er fährt fort: „Die Anbetung des antiken goldenen Kalbs hat eine neue und erbarmungslose Form gefunden im Fetischismus des Geldes und in der Diktatur einer Wirtschaft ohne Gesicht und ohne ein wirklich menschliches Ziel. (...) Während die Einkommen einiger weniger exponentiell steigen, sind die der Mehrheit immer weiter entfernt vom Wohlstand dieser glücklichen Minderheit. (...) Darum bestreiten sie das Kontrollrecht der Staaten, die beauftragt sind, über den Schutz des Gemeinwohls zu wachen. Es entsteht eine neue, unsichtbare, manchmal virtuelle Tyrannei.“

Ich stimme dem Papst zu und meine daher: Religion nützt der Gesellschaft, wenn sie zum Widerstand ermutigt und die Mächtigen in Wirtschaft und Politik nicht verschont. Dann kann Glaube Berge versetzen. Denn wie sprach Jesus: „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.“

Für eine Religion des Widerstands

Von Sahra Wagenknecht

Der Glaube ist so alt wie die Menschheit. Das Leben ist immer auch Suche nach Sinn. Glaube ist zunächst individuell und kann Menschen Sinn und Kraft stiften. Viele Menschen erfahren dies, wenn sie krank sind oder mit dem Tod konfrontiert werden. Der Glaube an sich braucht nicht unbedingt eine Kirche, einen Tempel oder eine Moschee. Religion jedoch schöpft ihre Bedeutung auch aus der Zusammenkunft von Menschen und nicht nur aus der „privaten Beziehung“ zu einem Gott.

Denn in Zeiten, wo Menschen durch die Gewalt des herrschenden Wirtschaftssystems, durch die Zerstörung guter und sinnstiftender Arbeit vereinzelt und Gemeinschaft oftmals nur noch über Facebook simuliert wird, kann auch eine Sonntagsmesse aufrütteln. Die Kirche könnte ein Ort der Begegnung und der Anklage gegen die Macht des großen Geldes sein. In diesem Sinne sind Religion und Aufklärung kein Widerspruch.

Ich bin nicht religiös. Ich wünsche mir eine aufgeklärte Gesellschaft. Religion sollte nicht auf Angst oder Unterwerfung beruhen. Ich lehne stumpfe Predigten oder religiösen Dogmatismus ab. Aber Dogmen und Rituale gibt es nicht nur in der Kirche, es gibt sie auch auf Parteitagen. Niemand sollte daher gering schätzen, wenn sich Menschen aus religiösen Motiven versammeln, um die Welt zu begreifen und zu verändern. So wie schöne Literatur oder das Studium einer politischen Schrift wertlos wären, wenn sich Menschen nicht darüber austauschten. Politische Ideen,

die zum Dogma erstarren, werden Menschen niemals zum Aufbruch bewegen. Religion, die nicht politische Missstände und die Mächtigen anprangert, verliert ihren Sinn.

Kein Zweifel: Ich befürworte die Trennung von Kirche und Staat. Ich verurteile Bigotterie, die Unterdrückung von Frauen oder Homosexuellen. Wenn Kirche gegen Verhütung statt HIV/Aids kämpft oder den Armen in Elendsvierteln das letzte Geld aus der Tasche zieht, ist das das genaue Gegenteil des Credo der Nächstenliebe. Ähnlich fragwürdig sind Bischöfe, die wie ein Kaiser residieren, oder eine Vatikanbank, die nicht einmal die Vorschriften der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung über Geldwäsche erfüllt. Ich halte ein modernes Arbeitsrecht in der Kirche für überfällig.

Richtig ist auch: Das Verhältnis von Sozialisten zur Religion war stets von Konflikten geprägt. Die politische Linke beruft sich auf die Aufklärung. Sie will die Machtverhältnisse in der Gesellschaft ändern und vermutet – oftmals nicht zu Unrecht –, dass Religion dazu beitragen kann, Ungerechtigkeit zu erdulden beziehungsweise die Mächtigen zu schützen. Man denke an das Versprechen eines Paradieses nach dem Tod oder den Ablasshandel für Reiche. Doch auch eine nüchterne Analyse braucht Werte: Karl Marx hätte den Kapitalismus niemals studiert, wenn ihn das Elend der Arbeiter in den Fabriken nicht berührt hätte.

In Lateinamerika war die Kirche in Menschenrechtsverletzungen gegen Gewerkschafter, Befreiungstheologen und Linke verwickelt. Christen sowie andere Religionsgemeinschaften wur-

den hingegen in realsozialistischen Ländern oft unterdrückt. Dabei gehören die „heiligen Schriften“ und religiösen Bauwerke zur Kulturgeschichte der Menschheit und verdienen wie die Religionsausübung unseren Schutz. Nicht zu vergessen: Wir verdanken dem Christentum eben auch die grandiose „Sixtinische Madonna“ von Raffael.

Immer wieder gab es auch bedeutende Strömungen im Christentum und im Sozialismus, die sich aufeinander bezogen. Man denke an das auch ökonomisch begründete Gebot des Erlassjahres, die Kritik am Mammon oder die Gütergemeinschaft der Jerusalemer Urgemeinde. Viele Christen sahen im Evangelium Jesu von Nazareth die Aufforderung, den Kapitalismus zu überwinden. Der Theologe Helmut Gollwitzer vertrat gar die These: „Sozialisten können Christen, Christen müssen Sozialisten sein.“ Und der Theologe

IMPRESSUM

Redaktion: Dr. Christiane Florin (V.i.S.d.P.)
Anschrift Redaktion: dreipunktdrei mediengesellschaft mbH
 Heinrich-Brüning-Straße 9, 53113 Bonn; Geschäftsführer: Theo Mönch-Tegeder
 Amtsgericht Bonn HRB 18302
Telefon: (0228) 26000-128 **Fax:** (0228) 26000-7006
E-Mail: redaktion@christundwelt.de
Internet: www.christundwelt.de
Anschrift Verlag: Verlag Rheinischer Merkur GmbH i.L.
 Speersort 1, 20095 Hamburg
 Liquidatorin: Ulrike Teschke; Amtsgericht Bonn HRB 5299
Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, 64546 Mörfelden-Walldorf
Abonnement Deutschland: Jahresabonnement € 223,08; für Studenten € 148,20
Abonnementbestellung für die Sonderausgabe der ZEIT mit Christ & Welt:
 Leser-Service, 20080 Hamburg
Telefon: (040) 42 23 70 70 **Fax:** (040) 42 23 70 90
 oder **E-Mail:** abo@zeit.de

Ich möchte DIE ZEIT mit »Christ & Welt« lesen

Anschrift des Zahlers: (Bitte unbedingt ausfüllen!)

Anrede/Vorname/Name _____

Straße/Nr. _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

E-Mail _____

Ich zahle bequem per Bankeinzug Ich zahle per Rechnung

IBAN _____ BIC _____ Geldinstitut _____

Der neue Leser war in den letzten 3 Monaten nicht Abonnent der ZEIT. Er erhält DIE ZEIT mit »Christ & Welt« frei Haus für 1 Jahr für zzt. nur 1,29 € pro Ausgabe sowie kostenlos den Newsletter »ZEIT-Brief«. Es gilt die jährliche Zahlungsweise. Das Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr, wenn nicht 6 Wochen vor Ablauf des bezahlten Bezugszeitraumes gekündigt wird. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und solange der Vorrat reicht. Auslandspreise auf Anfrage. Das Angebot gilt nicht für Eigenbestellung, Werbung von im selben Haushalt lebenden Personen und Studenten-Ermäßigungen. Die Zusendung der Prämie erfolgt ca. 4 Wochen nach Zahlungseingang. Zusatzungs-Prämien werden per Nachnahme geliefert.

Ich erhalte die Prämie: (Bitte nur ein Kreuz machen)

Thalia Geschenkkarte BestChoice-Gutschein

Anrede/Vorname/Name _____

Straße/Nr. _____

PLZ/Ort _____

E-Mail _____

DIE ZEIT, Leser-Service, 20080 Hamburg
 ☎ 040/42 23 70 70 ☎ 040/42 23 70 90
 ✉ abo@zeit.de 🌐 www.zeit.de/christundwelt

*Bitte jeweilige Bestellnummer angeben

DIE ZEIT mit »Christ & Welt« empfehlen, Gutscheine wählen!

Empfehlen Sie Freunden, Bekannten oder Kollegen DIE ZEIT mit »Christ & Welt« für 1 Jahr frei Haus, und freuen Sie sich über eine attraktive Prämie. Dafür müssen Sie nicht selbst Abonnent sein.



Thalia-Gutschein 60,- €

In über 150 Buchhandlungen bietet Thalia eine erstklassige und aktuelle Auswahl von Büchern, Hörbüchern, CDs, DVDs und Schreibwaren. Der Thalia-Gutschein im Wert von 60,- € ist sowohl in den Filialen als auch online einlösbar.



Für 1 Jahr DIE ZEIT mit »Christ & Welt« frei Haus.

BestChoice-Gutschein 60,- €

Mit dem BestChoice-Einkaufsgutschein im Wert von 60,- € können Sie z. B. bei Galeria Kaufhof, IKEA, Media Markt oder Tchibo einkaufen.



Für 1 Jahr DIE ZEIT mit »Christ & Welt« frei Haus.

www.zeit.de/christundwelt



Verteidigung der Schönheit

PRUNK Gerät mit der Abberufung des Limburger Bischofs auch ein ästhetisches Ideal in Misskredit?
Der Schriftsteller Michael Kleeberg erklärt, warum Pracht im Katholizismus nicht fehlen darf

Von Michael Kleeberg

In einem Vortrag in Rom, der später Eingang in sein Buch „Werte wahren – Gesellschaft gestalten“ fand, schrieb Franz-Peter Tebartz van Elst über „Das amerikanische Hospital“ unter anderem Folgendes: „Kleebergs Roman führt zu den grundsätzlichen Fragen, die sich unserer Gesellschaft heute stellen. Dazu gehört vor allem die Frage der Verhältnisbestimmung zwischen Solen und Können, zwischen Dürfen und Vermögen des Menschen. Es steht zu befürchten, dass die Antwort darauf – das zeigen die zuweilen heftig geführten Kontroversen und Debatten unserer Zeit – nicht selbstverständlich zugunsten des christlichen Menschenbilds ausfallen wird.“

Aus diesem Text ergab sich das beiderseitige Interesse an einer Begegnung, die im März 2012 als Mittagessenseinladung in Limburg stattfand. Vom späteren Stein des Anstoßes, dem im Bau befindlichen Diözesanzentrum, war nur einmal entschuldigenderweise die Rede, als der Bischof mir erklärte, warum er mich in einem bescheidenen Raum im Priesterseminar in der Weilburger Straße auf der anderen Lahnseite empfing. Ich hatte, da der Termin in die Fastenzeit fiel, ein frugales Menü erwartet, wurde aber aufs Angenehmste enttäuscht, unter anderem durch die hervorragenden Weißweine aus dem Rheingau, die vom Bischöflichen Weingut Rüdesheim stammen, das seit 1984 dem Bistum Limburg gehört.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, worüber wir geredet haben. Es wird um dieses christliche Menschenbild gegangen sein, das die Kirche ähnlich wie der Philosoph Robert Spaemann als die Grundlage der Menschenwürde-Manifeste wie der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung oder der Erklärung der Menschenrechte sieht, derart die Emanzipation des Menschen aus dem Christentum herleitend. Es wird auch um den Konflikt zwischen Anpassung an den Zeitgeist und Bewahrung überkommener Formen und Normen gegangen sein, und vielleicht habe ich in diesem Zusammenhang einen Satz des anderen Kirchenfürsten zitiert, mit dem ich persönlich zusammengekommen bin, des Mainzer Bischofs Karl Lehmann: „Wir kennen den Menschen schon so lange ...“

Jedenfalls habe ich mich in der jüngsten Vergangenheit beim Lesen der Berichte über den Kostenskandal der Limburger Kirchenbauten und die schließliche Flucht und Abberufung des Bischofs an dieses so angenehme Gespräch mit dem klugen und durchaus im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte befindlichen Tebartz erinnern müssen, weswegen die gesamte Affäre mich mehr zum Nachdenken reizt als eine, deren Protagonisten mir vollkommen fremd wären.

Das meistbenutzte Wort in diesem Zusammenhang scheint mir das Wort „Protz“ gewesen zu sein, und der „Protzbischof“, eine gemeinsame Findung der Redaktionen von „Bild“ und „Spiegel“, wurde rasch zum Schmähruf der Limburger Katholiken gegen ihren Bischof, dem damals auch, wenn ich mich recht erinnere, ein Erster-Klasse-Flug vorgehalten wurde.

Abschlussbericht, Seite 39

»Der Generalvikar selbst gibt zu Protokoll, den Bischof regelmäßig über die finanziellen Verhältnisse informiert zu haben, diesen habe aber die Herkunft der Mittel für seine Projekte nicht interessiert.«



Abschlussbericht, Seite 103

»Der Bischof und der Generalvikar sind zum damaligen Zeitpunkt überzeugt, eine Struktur geschaffen zu haben, die auch nach außen absolute Verschwiegenheit garantiert.«

Abschlussbericht, Seite 52

»Gegenüber der Öffentlichkeit und den diözesanen Mitarbeitern wurden auf Geheiß des Bischofs entweder keine genauen oder falsche Angaben über die Kosten des Bauprojekts gemacht.«

Wenn einem ein Wort derart oft begegnet, vergisst man manchmal, was es ursprünglich bedeutet, deshalb habe ich im Duden nachgeschaut. Protzen heißt aber weder das eigene oder fremdes Geld verschwenden oder veruntreuen, es heißt auch nicht, aus diesem oder jenem Grunde ein komfortables Leben zu führen. Das Wort meint „prahlen“ oder „wichtig-tun“. Es ist als Vorwurf also eher gegen den Anschein eines Tuns gerichtet als gegen das dahinterstehende Tun selbst. Jemanden einen Protz zu nennen sagt ebenso viel über die eigene Empfindlichkeit angesichts eines Tuns anderer aus wie über dieses Tun selbst.

Deswegen habe ich mich nun auch noch einmal gefragt, warum der Bischof letztlich sein Amt verlor. Hat er Recht gebrochen? Hat er Steuern hinterzogen? Hat er fremdes Vermögen veruntreut? Hat er durch Spekulationen der Gesellschaft Schaden zugefügt? Juristisch ist es doch, glaube ich, mit Ausnahme der falschen eidesstattlichen Erklärung, eine rein kircheninterne Angelegenheit. Faktisch ist es keineswegs das erste Mal, dass eine Diözese für ihre architektonischen Vorhaben große Summen ausgibt.

Der Bischof hat sein Amt also, etwas verkürzt gesagt, auch deswegen verloren, weil eine große, publizistisch orchestrierte Gruppe das, was sie als sein Prahlen empfunden hat, unerträglich fand. Zwei Fragen ergeben sich daraus: Hat er tatsächlich geprahlt (aber womit?), und wenn ja, wäre das Nichtthinnehmbare an diesem Prahlen dann, dass es von gerade diesem Individuum kommt oder dass es von einem Katholiken kommt oder dass es von einem katholischen Repräsentanten kommt?

Darauf weiß ich keine Antwort, könnte mir aber vorstellen, dass man Tebartz vor allem eine nicht opportune Attitüde verbüßelt, nämlich, dass er den Eindruck erweckt, etwas Schöneres zu wollen als

grauen Durchschnitt. Ich kann nicht wissen, ob er dieses schöne Diözesanzentrum nur für sich persönlich oder für seine Kirche wollte, glaube aber eher Letzteres, weil das einer mehr als tausendjährigen Kirchenpraxis entspräche. Die Predigten Jesu galten den Armen und Ausgestoßenen, denen er für seine Rückkehr die wunderbarsten Kompensationen versprach, die späterhin ins ewige Leben nach dem Tode verlegt wurden. Reiche bekamen von ihm kein gutes Wort ab.

Die Institution Kirche dagegen hat trotz all der freiwillige Verarmung fordernden Charismatiker in ihren Reihen immer auf Reichtum und Überwältigung durch Größe und Schönheit gesetzt, man kann sagen, sie hat die versprochene jenseitige Herrlichkeit immer in ihrem Auftreten, ihren Bauten, ihrer Kunstschönheit schon hienieden demonstriert und vor-illustriert. Ich will nicht in Gefahr geraten, ironisch oder zynisch zu werden, indem ich abschätze, wie viel von dieser Schönheit dem eigenen Wohlleben und wie viel der Erbauung der Gläubigen galt – beides wurde de facto erreicht. Und auch die Kathedrale von Buenos Aires, der Bischofsitz des jetzigen Papstes Franz, ist keine Wellblechhütte und steht nicht in einer Favela, sondern ist ein beeindruckendes Gebäude im Stil eines griechischen Tempels mit einem von zwölf Säulen getragenen Portikus.

Die katholische Kirche steht unter wachsendem öffentlichem Druck, Bescheidenheit zu zeigen, also im Sinne der Beobachter nicht zu protzen, sondern sich sozusagen auf ihre Kernkompetenzen zurückzuziehen und dabei, wie der neue Papst das ausdrückte, zu riechen wie die zu betreuenden Schäfchen. Dieser Druck lastet aber nicht nur auf der Kirche, sondern auf der gesamten Gesellschaft. Das Erstaunliche dabei ist, dass diese Gesellschaft – nicht nur in Deutschland – de facto immer weiter auseinanderdrifft. Aber je abgründiger der Graben zwischen neuem Superreichtum und Prekarisierung wird, je breiter auch der unausgesprochene Konsens wird, dass es für ein gelingendes Leben vor allem großer Mengen an Geldes bedarf, desto egalitarristischer wird zugleich der öffentliche Diskurs und desto fanatischer die öffentliche Kontrolle der Zurschaustellung von Reichtum. Alle sind insgeheim der Meinung, dass Reichtum die einzige Rettung ist, und alle verurteilen in der Öffentlichkeit die Manifestationen von Reichtum.

Das ist an sich banal genug. Interessant wird es da, wo man bemerkt, dass die

Preisgekrönt: Das Werk des Schriftstellers, Essayisten und Übersetzers Michael Kleeberg wurde mehrfach ausgezeichnet – so mit dem Lion-Feuchtwanger-Preis und dem Evangelischen Buchpreis.



Empörung proportional zur nichtprivaten Verwendung der Mittel zu steigen scheint. So wenig der Tauschwert stört – wenn ein Oligarch sich eine Yacht für 100 Millionen kauft, zuckt man mit den Achseln –, so sehr scheint der ideelle Wert ein Stein des Anstoßes: Investiert die Kirche in Schönheit, schüttelt man den Kopf: Konnte dieses Geld denn nicht für Sinnvolleres verwendet werden? Bevor ich zu dem von mir vermuteten Grund dieses Phänomens komme, ein Bibelzitat, das mir in diesem Zusammenhang ganz spontan einfällt: „Da nun Jesus war in Bethanien (...) trat zu ihm eine Frau, die hatte ein Glas mit köstlichem Wasser und goss es auf sein Haupt (...). Da das seine Jünger sahen, wurden sie unwillig und sprachen: Wozu diese Vergeudung? Dieses Wasser hätte können teuer verkauft und den Armen gegeben werden. Da das Jesus merkte, sprach er zu ihnen: Was bekümmert ihr die Frau? Sie hat ein gutes Werk an mir getan. Arme habt ihr allezeit bei euch; mich aber habt ihr nicht allezeit.“

Der Vorwurf der Protzerei, der auch hier mitschwingt, erklärt sich aus dem Nicht-wissen-Wollen, dass es mit dem Menschen vielleicht anders gemeint war, als ihn auf seinen Tausch- und Gebrauchswert zu reduzieren. Ich glaube, dass es tatsächlich oft die ethisch oder ästhetisch begründete Geldausgabe ist, die wir heutzutage als Protz verurteilen, dass es das Phänomen des „interesselosen Wohlfallens“ ist, wie Kant die Schönheit definierte, mit dem wir nichts mehr anfangen können.

Als Gegenbeispiel einer Akkumulation von Geld und Macht, die keinen Protzvorwurf herausforderte, weil sie keinerlei Mehrwert an Schönheit produzierte, könnte man vielleicht Erich Honecker

anführen, der, wie Johannes Groß schrieb, „16 Millionen Menschen unterdrücken musste, um so leben zu können wie ein westdeutscher Handwerksmeister, der 16 Angestellte hat“.

Ich glaube, wir haben es hier in einem tiefen Grunde mit einer Krise des Schönheitsbegriffs zu tun. Wir halten Schönheit für Lüge, nicht mehr für eine Erscheinungsform der Wahrheit, für die Künste ist sie seit Langem ein Synonym für realitätsleugnende Heuchelei geworden. Wir misstrauen der Schönheit umso mehr, wenn sie sich nicht im Privatbesitz versteckt, sondern behauptet, der allgemeinen Erbauung zu dienen. Wir glauben nicht mehr daran, dass Wohlgefallen interesselos sein kann. Wir vergessen, dass die Seele der Menschen nicht demokratisch-horizontal, sondern hierarchisch-vertikal aufgebaut ist. Wenn unser Bewusstsein als aufgeklärte Citoyens nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verlangt, so dürstet eine tieferes Element in uns nach Einordnung, Schönheit und Anbetung.

Ich könnte mir vorstellen, dass diese Entwicklung der Durchkapitalisierung unserer Welt und unseres Lebens geschuldet ist, die alles ausmerzen muss, was daran erinnert, dass es Bereiche unserer Existenz gibt, die nach anderen Gesetzen funktionieren. Im Kapitalismus muss die Schönheit als Lüge gebrandmarkt werden, weil sie sich ihrem Wesen nach der Logik von Konsum und Profit verweigert. Aber einer der wichtigsten Orte, wo ich dieser Logik entkommen kann, ist die Schönheit, die die Kirche seit je geschaffen oder ermöglicht hat. Und es macht mir überhaupt nichts aus, dass von dieser Schönheit an Architektur, Kunst und Musik nichts mir persönlich gehört.

Abschlussbericht, Seite 50

»Der Vermögensverwaltungsrat verstand sich im Vertrauen auf die Rechtmäßigkeit des Handelns von Generalvikar und Bischof ausschließlich als Ratgeber des Bischofs und unterstützte ihn in seinem Vorhaben.«

Abschlussbericht, Seite 41

»Der Bischof ist davon ausgegangen, dass der Bischöfliche Stuhl überhaupt nichts zu veröffentlichen hätte.«





Letzte Ausfahrt Notaufnahme

Seit einigen Monaten ist Obamas Gesundheitsreform in den USA in Kraft – doch die Emergency Rooms sind noch immer überfüllt. Besonders die Armen sind auf Hilfe angewiesen. Ist das System überhaupt reformierbar?



Von Katja Rüderbusch

Mit einem harten Plapp zieht Dr. David Seaberg die Latexhandschuhe von seinen Fingern und lässt sie in einen Metallcontainer fallen. Er löst sich aus dem Schwarm von Ärzten und Sanitätern, die sich, verummert in Blau und Grün, um ein Bett scharen, wohlorchestriertes Chaos mit einer Tonkulisse aus heiseren Rufen, garstigem Piepen und monotonem Surren. David Seaberg ist Unfallchirurg im Emergency Room, kurz: E.R., des Erlanger Hospitals in der Innenstadt von Chattanooga, US-Bundesstaat Tennessee. In dem Bett liegt eine Frau; unter Infusionsschläuchen und Sauerstoffmaske quillt schwarz schimmerndes Haar hervor. „Sie ist erst mal stabil“, sagt Seaberg, „damit ist unser Job getan.“ Die Frau hatte einen Autounfall und wurde mit dem Rettungshubschrauber ins Krankenhaus gebracht. Sie ist eine von mehr als 250 Patienten, die jeden Tag in die Notaufnahme kommen.

Die Emergency Rooms seien voller geworden in den letzten Jahren, sagt Seaberg. Nicht wegen der Unfallopfer und der interistischen Notfälle. Die gebe es immer. „An Montagen ist mehr los als an anderen Tagen; am Wochenende gibt es mehr Unfälle und in den frühen Morgenstunden mehr Herzinfarkte.“ Vielmehr strömten mehr Patienten in die Notaufnahmen, in Chattanooga und überall im Land, „weil es nicht genug Hausärzte gibt, weil die Menschen ärmer, älter und kränker werden – oder einfach, weil sie schon immer hierher gekommen sind.“ Im E.R. muss jeder behandelt werden – das ist Gesetz in Amerika –, ob reich oder arm, versichert oder unversichert, wegen eines Schlaganfalls oder eines Schnupfens. 130 Millionen Menschen suchen in den USA jedes Jahr einen Emergency Room auf, das ist mehr als ein Drittel der gesamten Bevölkerung.

Das sollte sich mit der Gesundheitsreform ändern, dem Prestigeprojekt von Präsident Barack Obama, von Freund



und Feind „Obamacare“ genannt. Deren Ziel ist es, die Zahl von gut 48 Millionen Nichtversicherten oder 15,4 Prozent der Bevölkerung zu verringern. Und in der Folge auch die notorisch verstopften Notaufnahmen zu entlasten.

Doch die Erwartung scheint sich, zunächst zumindest, nicht zu erfüllen. Bis Ende März haben zwar gut sechs Millionen Amerikaner eine der neuen, teilweise subventionierten Krankenversicherungen erworben. Das sind mehr, als Kritiker des Gesetzes erwartet hatten. Doch ist derzeit unklar, wie viele von den vermeintlich neu Versicherten vorher unversichert waren – und wie viele nur den Anbieter gewechselt haben. Außerdem bleibt es den einzelnen Bundesstaaten überlassen, ob sie ein wichtiges Element der Gesundheitsreform überhaupt umsetzen: die Erweiterung von Medicaid, der staatlichen Krankenversicherung für Arme. Knapp die Hälfte aller Staaten hat sich dagegen entschieden. Tennessee ist einer davon.

Eine Erweiterung von Medicaid soll diejenigen Bevölkerungsgruppen abdecken, die zwar unterhalb der Armutsgrenze leben, aber bislang vom Versicherungsschutz ausgeschlossen waren: jüngere Männer oder kinderlose Frauen.

„Als Notärzte wissen wir nicht, ob die Patienten versichert sind, wenn sie durch

»Wir kümmern uns um das akute Problem, aber dann können wir nichts mehr tun.« David Seaberg, Notfallmediziner

unsere Türen kommen“, sagt Seaberg. Er lehnt am Tresen einer ovalen Insel in der Mitte des E.R., Kommandozentrale zur Überwachung der Lebensfunktionen mit flimmernden Monitoren. Seaberg ist ein großer Mann Anfang 50. Sein Gesicht wirkt fahl im Neonlicht, die Augen sind gerötet. „Wir behandeln jeden, die kritischen Fälle zuerst.“ Er redet routiniert und mit einer Spur von Ungeduld, während sein Blick kurz zu der Unfallpatientin wandert, die jetzt herausgerollt wird, Richtung Intensivstation oder OP, jedenfalls in ein anderes Stockwerk, eine andere Welt im Krankenhausuniversum.

Die Geräuschwellen aus dem Schockraum ebbten ab. Auf dem hellen Linoleumboden haben sich Lachen von Blut, Erbrochenem und Infusionslösung gebildet, da liegen Papierfetzen, Spritzen, Wundauflagen, Verpackungsmüll.

Draußen vor dem Krankenhaus steht Dale, mit grauem Haar und grauer Haut. Er war in seinem früheren Leben Vertriebsleiter in einer Elektrofirma, hatte ein Haus und zwei Autos und eine Familie, aber in der Rezession 2008 hat er alles verloren, zuerst seinen Job und seine Krankenversicherung, dann den Rest. „Eine typische amerikanische Absteigerstory“, sagt er und schürzt die Lippen. „vom Mittelklasse-Leben auf die Straße.“ Jetzt arbeitet er halbtags im Supermarkt, räumt Regale ein. Ob sein Geld für eine Krankenversicherung reicht, weiß er nicht. Er will sich erkundigen demnächst.

In den E.R. ist er wegen einer hartnäckigen Erkältung gekommen. Bei der Eingangsuntersuchung, die in der Notaufnahme „Triage“ heißt, dürfte Dale als minder dringender Fall gelten. Das heißt: Er muss warten. Viele Stunden, vielleicht über Nacht. „Das kenn ich schon“, knurrt er. Er ist öfter hier. Ärzte und Pfleger nennen Patienten wie Dale „Frequent Flyer“.

„Wir weisen niemanden ab“, sagt Kevin Spiegel, Geschäftsführer des Erlanger

Health System, das fünf Krankenhäuser in und um Chattanooga umfasst. „Arme und Unversicherte zu behandeln ist Teil unserer Mission als öffentliches Krankenhaus.“ Etwa 20 Prozent der Patienten könnten nicht zahlen, sagt Spiegel. „Das übersetzt sich für uns in Kosten von etwa 92 Millionen Dollar im laufenden Fiskaljahr.“ Zehn Prozent mehr als 2013, und Spiegel geht davon aus, dass die Kosten für die Versorgung von Unversicherten weiter rasant anwachsen werden.

Eine große Klinik wie Erlanger mit einem Jahresbudget von 890 Millionen Dollar könne das eine Weile lang aushalten. „Aber langfristig wird auch uns irgendwann das Geld ausgehen“, sagt er. In den vergangenen Monaten mussten bereits mehrere kleinere Krankenhäuser in der Region schließen. Deshalb macht Spiegel zähe Lobbyarbeit im Landesparlament von Tennessee – für die Erweiterung von Medicaid.

In der Zwischenzeit versuchen Erlanger und andere Krankenhäuser in Amerika, die Last ihrer Emergency Rooms abzufedern. Unter anderem, indem sie mit allgemeinmedizinischen Ambulanzen zusammenarbeiten, die die weniger dringenden Fälle behandeln. Mit Einrichtungen wie Mercy Care zum Beispiel. Mercy Care betreibt mehrere Armenambulanz in Atlanta, Bundesstaat Georgia. Die größte befindet sich in Downtown, in einem roten Backsteinbau zwischen brachliegenden Lagerhäusern und gegenüber einer Güterzugtrasse. Fast keiner der rund 70 Patienten, die hier jeden Tag behandelt werden – oft umsonst, manchmal gegen eine kleine Gebühr –, ist versichert, und die meisten sind obdachlos. Finanziert wird Mercy Care, ursprünglich

vom katholischen Frauenorden der Barmherzigen Schwestern gegründet, aus staatlichen Fördermitteln und privaten Spenden.

Für Mercy Care hat sich nichts geändert seit dem Inkrafttreten der Gesundheitsreform. „Die meisten unserer Patienten haben nicht genug Geld, um sich eine Krankenversicherung, selbst eine subventionierte, zu leisten“, sagt Cathryn Marchman, Leiterin des Sozialdienstes. „Aber viele erfüllen auch nicht die Voraussetzungen, um Medicaid zu bekommen. Sie fallen durch alle Raster.“

Marchman, schlank, rehüblig, schmal-lippig, kennt die Klagen der überfüllten Notaufnahmen. Dass der Start der Gesundheitsreform nicht automatisch zu einer Entlastung der Emergency Rooms führt, überrascht sie nicht. „Menschen, die seit Generationen in Armut leben, deren Eltern schon nicht versichert waren, gehen nun mal in den E.R. Das haben sie so gelernt, das haben sie immer so gemacht, und deshalb machen sie es weiter so.“ Sie bemühe sich, ihre Patienten – die wenigen, die eine Versicherung haben – „zu trainieren, dass sie zum Hausarzt gehen und nicht in den E.R.“ Aber die alten Gewohnheiten säßen tief, sagt Marchman, und der Lernprozess sei langwierig.

Darryl würde jedenfalls lieber einen Hausarzt aufsuchen als die Notaufnahme. „Die Wartezeiten im E.R. sind zu lang“, sagt er.

Darryl ist Mitte 40, Afroamerikaner und Vater von zwei Teenagern. Er arbeitet in verschiedenen Autowerkstätten und konnte sich bislang keine Versicherung leisten, aber jetzt hat er einen Antrag gestellt. „Es wäre toll, eine Versicherung zu haben“, sagt er. „Und einen Termin in einer richtigen Arztpraxis zu bekommen.“ Er lacht leise, schüttelt den Kopf. „O Mann, eine Krankenversicherung, das muss so sein, wie im Flugzeug in der ersten Klasse zu reisen.“ Einstweilen ist er froh, dass er zu Mercy Care gehen kann – an diesem Morgen wegen starker Zahnschmerzen. Neben drei Allgemeinmediziner arbeiten eine Augenärztin, drei Zahnärzte und mehrere Arzthelferinnen bei Mercy Care. Dr. Rochelle Butler ist Zahnärztin; sie hat Darryl behandelt. „Fast alle unsere Patienten kommen wegen akuter Zahnschmerzen“, sagt sie. „Sie kommen mit Karies, Abszessen, Mundfäule“, sagt sie. Tribut für ein Leben in Armut, ein Leben auf der Straße,

»Wenn ich einen Zahn ziehe, und der Zahn bricht an der Wurzel ab, dann kann ich nur die Wunde verschließen, dem Patienten Schmerzmittel geben und ihn in die Notaufnahme schicken.« Rochelle Butler, Zahnärztin



ein Leben mit Drogen und Alkohol. Bei Mercy Care gibt es keine Implantate, keine Verblindungen, keine Kronen – und Gebisse nur für diejenigen Patienten, die regelmäßig zur Untersuchung kommen. „Wir konzentrieren uns hier darauf, die grundlegende Funktion wiederherzustellen, und zwar so schnell wie möglich“, sagt Butler, nickt, wirft ihren straff gebundenen Zopf aus schwarzen Dreadlocks in den Nacken. „Essen können ohne Schmerzen, das ist das Ziel.“

Wenn mehr Patienten Krankenversicherungen hätten, wäre es leichter, sie an Spezialisten zu überweisen, an einen Kieferchirurgen zum Beispiel. Zwar finden Butler und ihre Kollegen immer wieder niedergelassene Fachärzte, die bereit sind, unversicherte Patienten kostenlos zu behandeln, vom Neurochirurgen bis zum Orthopäden. Doch selbst dann bleiben offene Rechnungen – für Gerätediagnostik, Labortests, Anästhesie.

„Der Alltag sieht heute so aus“, sagt Butler: „Wenn ich einen Zahn ziehe, und der Zahn bricht an der Wurzel ab, dann kann ich nur die Wunde verschließen, dem Patienten Antibiotika und Schmerzmittel geben und ihn in die Notaufnahme schicken.“ Zurück dorthin, wo niemand abgewiesen wird. Wo das letzte Sicherheitsnetz gespannt ist.

Im Emergency Room des Erlanger Hospitals in Chattanooga macht sich eine Putzkolonne daran, den Fußboden im Schockraum zu säubern.

„Es ist auch für uns Notfallmediziner frustrierend, wenn wir auf Menschen treffen, die arm sind und keine Versicherung haben“, sagt David Seaberg. „Wir kümmern uns um das akute Problem, aber dann können wir nichts mehr tun.“ Einige seiner Kollegen finden, dass Patienten, versichert oder unversichert, den E.R. bisweilen allzu leichtfertig nutzen. Vor allem jüngere Ärzte werden manchmal bitter, wenn sie nach einem schwerverletzten einen Patienten mit Magenverstimmung oder Erkältung behandeln müssen.

Seaberg zuckt müde mit den Schultern. „Ja. Sicher. Wir sind alle Menschen. Wir haben unsere Gefühle und Meinungen.“ Er selbst arbeitet seit 27 Jahren in der Notaufnahme, „und da lernt man, seine Emotionen abzukoppeln.“ Den Stress, den Frust, auch die Traurigkeit. Bei erwachsenen Patienten gehe das leichter, sagt er. „Bei Kindern – nicht so leicht.“ Die Putzkolonne rückt ab, der Schockraum ist steril, bereit für den nächsten Notfall. Im Übrigen, sagt der Arzt, während er aus einem Pappkarton zwei neue Latexhandschuhe fischt, „haben wir meistens keine Zeit, über solche Dinge nachzudenken. Weil schon die nächsten Patienten warten.“ Für ihn sind das zwölf weitere bis zum Ende seiner Schicht. Ein Patient mit offener Hüftverletzung. Einer mit Bauchschmerzen. Einer mit Brustschmerzen. „So ist das hier.“ Seaberg lächelt, nur mit den Mundwinkeln, und geht dann zum nächsten Behandlungsplatz.

Draußen sitzt Dale, der früher einmal Vertriebsleiter war und eine hartnäckige Erkältung hat. Er wird noch lange warten müssen an diesem Tag.

TEURE VERSORGUNG

Das amerikanische Gesundheitssystem rühmt sich gerne als das beste der Welt. In jedem Fall ist es das teuerste: Die Ausgaben für Gesundheitsversorgung in den USA belaufen sich auf 2,8 Billionen Dollar im Jahr, 17,2 Prozent der Wirtschaftsleistung. In Deutschland machen die Gesundheitsausgaben 11,3 Prozent des BIP aus. Das Krankenversicherungswesen in den USA ist marktwirtschaftlich orientiert; es gibt aber auch staatliche Versicherungen für Kinder, Militärangehörige, Behinderte, Rentner und Arme. Die Gesundheitsreform, offiziell: „Affordable Care Act“, führt erstmals eine allgemeine Versicherungspflicht ein. Amerikaner, die nicht über ihren Arbeitgeber versichert sind, können seit Oktober 2013 an bundes- oder einzelstaatlich regulierten Online-Börsen erschwängliche Krankenversiche-

rungen erwerben. Außerdem dürfen Menschen nun nicht mehr wegen Vorerkrankungen wie Krebs, Diabetes und Bluthochdruck abgewiesen werden. Viele Amerikaner suchen auch bei nicht-akuten Krankheiten die Notaufnahmen der Krankenhäuser auf. Dort müssen sie laut Gesetz behandelt werden. Allerdings: Besuche in der Notaufnahme sind teuer. „Die Kapital- ebenso wie die Arbeitskosten im Emergency Room liegen deutlich höher als bei einem Hausarzt“, sagt David Ridley, Gesundheitsökonom an der Duke University in North Carolina. „Der Arzt im E.R. ist in der Regel ein Spezialist; die Geräte sind hochwertiger.“ Nach Erhebungen des „North Carolina Medical Journal“ kostet ein E.R.-Besuch wegen Bauchschmerzen fünfmal so viel wie ein Besuch beim Hausarzt. rid

SAMMLUNG

EIN BILD,
EIN SATZ,
EIN WUNDER

Heute kuratiert
von Ralf Meister



Seine Empfehlung:
**Alfred Hrdlicka:
Plötzenseer Totentanz (1970–72)**

Warum haben Sie
dieses Bild ausgewählt,
Herr Meister?

»Die Kirche ist den
Opfern jeder Gesellschafts-
ordnung in unbedingter
Weise verpflichtet,
auch wenn sie nicht der
christlichen Gemeinde
zugehören.«
(Dietrich Bonhoeffer, hin-
gerichtet am 9. April 1945)

Kurator im Monat April ist **Ralf Meister**,
Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche
in Hannover.



DER ATHEIST,
DER WAS VERMISST



Kolonisiert

Dies „O Herr“ hat mir nie gepasst, ich hielt es für den Gestus des Untertanen. Bis ich von den Bakterien las. Sie besiedeln uns unmittelbar nach der Geburt, sind mehr als doppelt so viele, wie unser Körper Zellen hat, und sie sind viel länger auf der Welt, als es Menschen gibt. Sie ernähren sich von uns und helfen uns zu überleben. Wir sind ihnen ein Wirt, sie haben ein vitales Interesse daran, dass wir klug die besten Futterplätze suchen, erobern und erschließen. Sie wollen, dass wir uns vermehren und über die Welt ausbreiten, sie haben Interesse auch an unserer technischen Intelligenz, die all das befördert. Wir bilden uns gern ein, die Herren im Hause unseres Ichs zu sein, vielleicht ist es ja umgekehrt: Wir sind diesen so viel älteren Lebewesen ein Vehikel der Verbreitung und Vervielfältigung, ihres Fortkommens und Fortbestehens.

Und nun frage ich mich, wie vieles von dem, was wir für sinnvoll halten, nur sinnvoll ist für unsere Gäste, die ja eigentlich unsere Herren sind. Sie wollen, dass es uns gut geht, allerdings in einem beschränkten Sinne. Sie haben kein Interesse daran, dass wir uns um einer ideellen Sache willen opfern. Sie wollen unser Leben als ein möglichst gutes Überleben, sie wollen, dass wir nehmen, so viel wir können, und geben nur so viel wie eben nötig. Als gesellschaftsfähige Egoisten sind wir ihnen die tauglichsten Besiedlungsobjekte. Aus Sicht unserer Mikro-Kolonisatoren macht es wenig Sinn, sich für seine Überzeugungen ans Kreuz schlagen zu lassen. Unsere „Gäste“ haben kein Interesse daran, dass wir uns an etwas Höheres binden. Aber da gibt es eben noch dies andere in uns: das Wagnis, dieses Machtverhältnis umzukehren, wenn wir Teil werden eines größeren Sinnzusammenhangs. Die Bindung an ein religiöses „O Herr“ eröffnet die Chance, von ihrem Sklaven zum Herrn zu werden über all die Lebewesen, die sich wahrscheinlich vor sehr langer Zeit zur Korporation des menschlichen Körpers zusammengefunden haben, Organe und Organismen, die nicht leben könnten, wenn es das größere Ganze nicht gäbe, dem sie dienen. Nur wenn ich Teil bin, bin ich ganz. Eine religiöse Bindung ist die Behauptung, dass wir Menschen sind und für uns ein höheres Gesetz gilt als das des Animalischen.

Martin Ahrends lebt als Schriftsteller in Berlin.

Bakterien haben ein Interesse daran, dass es uns gut geht.

DAS UNWESENTLICHE:
APRILSCHERZ

Macht des Faktischen

Diese Glosse ist am 1. April entstanden. Der 1. April gilt als Tag, an dem es erlaubt ist, seine Mitmenschen anzulunkern und sich daran zu erfreuen. Wer am 1. April nicht angeflunkert werden möchte, der sollte am besten im Bett bleiben, das Telefon abklemmen und seinen aprilscherzverdächtigen Lebenspartner im Keller anketteten. Auch eine Zeitung zu lesen ist am 1. April nicht ratsam, da Redakteure am 1. April gerne absurde Falschmeldungen verbreiten, um Heiterkeit auszulösen. Da wir an dieser Stelle jede Woche Falschmeldungen zur Belustigung verbreiten, ist es diesmal geboten, ein wenig Aufklärung zu betreiben. Schließlich sind viele getarnte Aprilscherze im Umlauf, die erst nach Wochen, manchmal sogar nie als das enttarnt werden, was sie wirklich sind: tickende Scherzbomben. Woran erkennt man also einen Aprilscherz? Ein Aprilscherz ist eine Nachricht, die schwer zu glauben ist, aber glaubhaft wirkt. Dadurch entwickelt sie eine Macht des Faktischen, ähnlich einer selbsterfüllenden Prophezeiung. Wenn etwa „Bild.de“ am 1. April meldet: „Jogi holt Lothar Matthäus“, kann auch die Einblendung „Aprilscherz!“ nicht verhindern, dass zumindest Lothar Matthäus an den Wahrheitsgehalt der Nachricht glaubt. Zudem kann Lothar Matthäus zu Recht darauf verweisen, dass Jogi schon Oliver Bierhoff als Dingsbums der Nation verpflichtet hat. Und auf einen Dingsbums mehr oder weniger ist es beim DFB noch nie wirklich angekommen. Davon abgesehen ist Lothar Matthäus kein Dings, sondern als einer der letzten lebenden Fußballweltmeister ein regelrechter Bums des Sports. Da die „Bild“-Zeitung den Transfer-Coup eh bereits gemeldet hat, kann der DFB nun hinter den Faktenstand nicht mehr zurück. Zu klären bleibt jedoch, welcher Dingsbums beim DFB die Medien über die geheimen Vertragsverhandlungen mit dem Bums, also Lothar Matthäus, informiert hat. Raoul Löbbert

DAS WESENTLICHE: ÖFFENTLICHE REUE

Das schlechte Gewissen der Krokodile

COACHING Sünden vor Publikum zu bekennen ist eine politische Fertigkeit. Was ein Bischof von einem US-Präsidenten hätte lernen können

Der Bischof von Limburg will Reue zeigen und lässt sich dazu eine Erklärung schreiben, die den Ausweg im Kognitiven sucht. Mit heutigem Wissen, so führt er aus, sehe er schon, dass er einen Fehler gemacht habe, allerdings unabsichtlich. Der Prachtbau sei ihm, sollen wir glauben, untergeschoben worden. Das wird die Volksseele nicht besänftigen. Wie könnte eine wirksame Beichte aussehen? Der Mann habe lediglich Amt und Person verwechselt, deshalb schien ihm jede Pracht seiner Gemächer angemessen. Überhaupt sei die ganze Kritik ein Exzess des Protestantismus, ein moderner Bildersturm. Das sei sein Fehler, diesen Furor der Lutherischen unterschätzt zu haben. Zu diesem Fehler bekenne er sich. So hätte eine Verteidigungslinie aussehen können. Und der Bischof wäre noch im Amt. Man hätte den Sakramentsträger nicht vertreiben können wie einen korrupten Politiker.

Manche Politiker sind Katzen, sie haben neun Leben. Zu ihrem Überlebensrepertoire im Falle böser Fehler gehört nicht nur hartnäckiges Leugnen, sondern auch die Inszenierung öffentlicher Reue, wenn es nicht mehr anders geht. Dazu beschäftigen Politiker mit hoher Resilienz Kommunikationsprofis, die man im Angloamerikanischen Spin Doctors nennt. Der Politiker William Jefferson Clinton, Bill genannt, auch „Slick Willie“, war bei einer Affäre mit einer Praktikantin im Weißen Haus namens Monica Lewinsky erwischt worden. Da Bill gerade als Präsident der USA tätig war und das Vergehen lange Zeit leugnete, ja sogar im Verdacht stand, nicht nur selbst gelogen, sondern dies auch von anderen gefordert zu haben, wurden die Dinge so ernst, dass seine Spin Doctors zu einer besonderen Krisensitzung riefen.

Ich hatte das Glück, dort Mäuschen spielen zu dürfen. Die Frage war, wie man die Reue des Präsidenten in eine knackige Geschichte packen konnte. Clinton hatte sich bei seiner Tochter, seiner Frau und dem amerikanischen Volk zu entschuldigen gesucht, in dieser Reihenfolge. Man ersann eine Antwort auf die Frage, wie die Ehefrau auf die Enthüllungen reagiert habe. Nun, so sollte der zerknirscht ausschauende Präsident antworten, er habe



Barmherzigkeit kann man nicht mit bloßen Posen erkaufen.

Wochen im Wohnzimmer auf der Couch schlafen müssen. Die Spin Doctors waren sich sicher, dass das die amerikanische Hausfrau nicht nur als gerechte Strafe, sondern auch als tätige Reue verstehen würde.

Öffentliche Reue zeigen zu können, das ist eine politische Fertigkeit, keine moralische. Was der Sünder mit seiner Seele oder seinem Herrgott an Einsicht und Willen zur Besserung ausmacht, das bedarf nicht der öffentlichen Inszenierung, vielleicht widerspricht sich dies sogar. Denn damit einem fehlbaren Menschen von seinem Gott, den der Koran einen Allvergeber nennt, verziehen wird, soll die Reue aufrichtig sein, keine bloße Pose. Barmherzigkeit kann man nicht mit Posen erkaufen. In der Antike gab es eine Sage um das schlechte Gewissen der Krokodile. Man hatte beobachtet, dass diese beim Verschlingen ihrer Beute feuchte Augen haben. Plinius der Ältere hat daraus die Sage gezimmiert, dass es dem Raubtier leid tue, gerade ein Mitgeschöpf gefressen zu haben. Seit diesen Tagen kennen wir die Krokodilstränen, die öffentlich vergossen werden. Man hat die Bilder des weinenden Steuerbetrügers Uli Hoeneß vor Augen, der sich so seinen Fans als reuiger Sünder zeigen wollte. Wir trauen ihnen nicht, den Krokodilstränen. Trotzdem haben manche die Tränen gar als das gelesen, was der Gesetzgeber tätige Reue nennt, und Straffreiheit erwartet.

Öffentliche Reue als politische Rhetorik nutzt die Redeform der Beichte als Erpressungsmittel des Bürgers. Man erwartet, dass die vermeintliche Selbsterniedrigung mit einer Erhöhung im Wählerwillen beantwortet wird. Dem liegt ein taktisches Kalkül zugrunde, das auf unsere christliche Identität zählt. Wie in der biblischen Geschichte von Jesus und der Ehebrecherin will man nicht an der Steinigung teilnehmen, jedenfalls nicht den ersten Stein werfen. Der Wähler soll sagen: „Auch ich verurteile dich nicht. Geh hin und sündige von jetzt an nicht mehr.“ Eben das wird dann versprochen. Und umgehend wieder gebrochen.

Klaus Kocks, Jahrgang 1952, ist als Spin Doctor freier Meinungsforscher, Kommunikationsberater und Professor für Kommunikation.

HALTUNG, BITTE!



Ein Pate voller Zorn

„Wir haben bei der Geburt unserer Tochter den besten Freund meines Mannes gefragt, ob er der Pate werden will. Nun kurz vor der Taufe erfahren wir, dass er wegen der vielen Skandale aus der katholischen Kirche ausgetreten ist. Er reagiert aggressiv auf das Kirchenthema, liebt unsere inzwischen Zweijährige aber sehr und erfüllt alle Kriterien eines wunderbaren Paten. Sollen wir unser Versprechen halten?“
Cosima Z., Ort unbekannt

Wohl dem Kind, das liebevolle Lebensbegleiter jenseits der eigenen Eltern hat – einen Erwachsenen, der das Kind in den Zoo ausführt, Geburtsbriefe schreibt und es später auch mal parteisch gegen die anderen Erziehungsberechtigten vertritt. Wenn es gut läuft, kann ein Pate Berater und Freund fürs Leben sein. Diese Art „säkularer Patenschaft“ stiftet verlässliche Beziehungen, die über Freundschaft statt über Abstammung bestimmt sind. Taufpaten bezeugen aber nicht nur den Akt, mit dem das Kind in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen wird, sie sollen die Eltern bei der christlichen Erziehung unterstützen und das Kind auf dem Weg des eigenen Glaubens begleiten. Wer das wirklich möchte, kann sich auf etwas gefasst machen, jedenfalls dann, wenn er die Fragen von Kindern und Heranwachsenden an Gott und die Welt ernst nimmt.

Können Sie sich vorstellen, dass Ihr Freund sich um den religiösen Weg Ihres Kindes kümmern will, wenn er die Kirche gerade fluchtartig verlassen hat? Wie steht er selbst zu dem Auftrag, der mit dem Patenamnt verbunden ist? Er verstrickt sich am Taufstein in einen existenziellen Widerspruch, der ihn nicht kaltlassen kann, schon gar nicht, wenn er so voller Groll gegen die Kirche ist. Das Kirchenrecht und die Frage, ob er als Ausgetretener zum Patenamnt zugelassen wird, lasse ich mal außen vor. Das hängt von Ihrer Konfession, vom Taufgespräch und von der Kirche ab, in der die Taufe stattfinden soll. Ihr Mann will dem besten Freund keine schon gegebene Zusage entziehen. Das „säkulare Patenamnt“ füllt der Freund offenbar von Herzen aus. Fragen Sie ihn doch, ob er dieses Amt übernimmt. Entlasten Sie ihn von einem Versprechen, das er nicht halten kann.

Die Pastorin Petra Bahr ist Kulturbauauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ihre Kolumnen sind gerade in der Edition *Christmon* als Buch erschienen: „Haltung, bitte!“ Wenn Sie vor einem Dilemma stehen und einen Ausweg mit Anstand suchen, schreiben Sie Dr. Petra Bahr: Leserpost bitte an: Christ & Welt, Heinrich-Brüning-Straße 9, 53113 Bonn. Stichwort „Haltung“. E-Mail: haltung@christundwelt.de

FOTOS: EVANGELISCHE KIRCHENGEMEINDE CHARLOTTENBURG-NORDING; BILD-KUNST; BONN 2014; JENS SCHULZE/ZEITUNG; AXEL GIESCH/FINANZEN-VERLAG GMBH/ALFA